

Jackie Pullinger  
Licht im Vorhof der Hölle



Jackie Pullinger  
Andrew Quicke

*Licht im  
Vorhof der Hölle*



Die englische Originalausgabe erschien 1980 im Verlag Hodder and Stoughton Ltd, Sevenoaks/Kent, England.

Diese Ausgabe erschien 2006 im Verlag Hodder and Stoughton, Division of Hodder Headline Ltd, London, England.

Originaltitel: *Chasing the Dragon*

Copyright © 1980 by Jackie Pullinger and Andrew Quicke

Neue Einleitung und Kapitel 16 und 17: Copyright © 2001 by Jackie Pullinger  
Aus dem Englischen übersetzt von Rosemarie Wündrich und Dorothea Appel  
Copyright © der 7., erweiterten deutschen Ausgabe 2008 by Asaph-Verlag

ISBN 978-3-940188-03-8

Best.-Nr. 147403

Umschlaggestaltung: joussekarliczek/Solveig Schäfer, D-Schorndorf

Satz/DTP: Jens Wirth/ASAPH

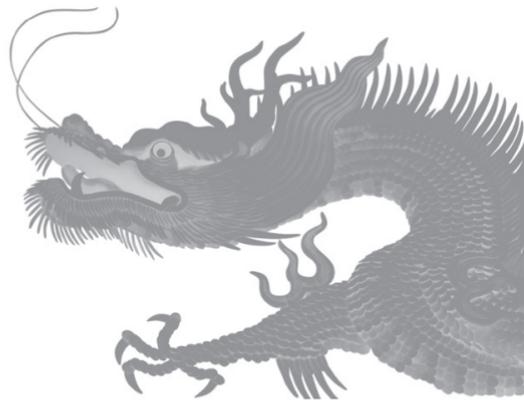
Druck: Schönbach-Druck, D-Erzhausen

Printed in the EC

Für kostenlose Informationen über unser umfangreiches Lieferprogramm an Büchern, Musik usw. informieren Sie sich bitte unter [www.asaph.net](http://www.asaph.net) oder schreiben Sie an:

ASAPH, D-58478 Lüdenscheid

E-Mail: [asaph@asaph.net](mailto:asaph@asaph.net)



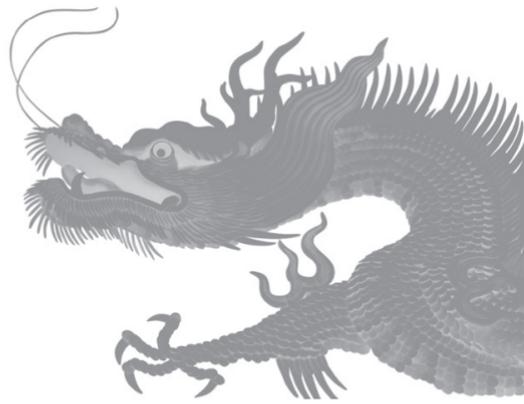
# *Inhalt*

Einleitung.....	7
Vorwort von Andrew Quicke .....	9
Vorwort von Walter Heidenreich.....	11
Glossar .....	13
1 Die Blutspur .....	15
2 Die längste Reise.....	25
3 Die Vermauerte Stadt .....	39
4 Der Jugendclub .....	49
5 Licht fällt in die Dunkelheit.....	63
6 Die Triaden.....	71
7 Big Brother Is Watching You .....	87
8 Den Drachen jagen.....	105
9 Immer neue Schmerzen .....	123
10 „Versuch’s mit Jesus“ .....	141
11 Die Stephanushäuser .....	161
12 Engel beherbergen.....	183
13 Zeugen.....	203
14 Gefangene befreien .....	221
15 Im Geist wandeln .....	235
16 Die Träume der Alten.....	245
17 Die Visionen der Jungen .....	255

Meiner Familie gewidmet, besonders meinem Vater

„Und es wurde geworfen der große Drache, die alte Schlange, der Teufel und Satan genannt wird, der den ganzen Erdkreis verführt, geworfen wurde er auf die Erde, und seine Engel wurden mit ihm geworfen. ... Nun ist das Heil und die Kraft und das Reich unseres Gottes und die Macht seines Christus gekommen; denn hinabgeworfen ist der Verkläger unserer Brüder ...“

*Offenbarung 12,9-10*



# *Einleitung*

Natürlich ging der Schuss nach hinten los. Ich hatte „Licht im Vorhof der Hölle“ in der Hoffnung geschrieben, Geschichte festzuhalten und Hoffnung zu erwecken. Danach hatte ich gehofft, wie in den ersten zehn Jahren einfach weitermachen zu können. Stattdessen wurde ich eingeladen, die Geschichte immer und immer wieder zu erzählen, dabei hatte ich doch gedacht, dass Sie, die sie sie lesen, erkennen würden, dass derselbe Gott sein Herz und seine Kraft auch in Ihrer Stadt schenken könnte, und dass Sie Ihre eigenen Bücher schreiben würden.

Im Jahr 1989 regte die Ankündigung des Abrisses der Vermauerten Stadt an, von Leben und Sterben der Vermauerten Stadt von Kowloon zu erzählen, wie in „Ein Riss in der Mauer“ geschehen. Das Buch sollte eine Sammlung von Momentaufnahmen sein, die sich für die Toilette oder den Wohnzimmertisch eignet. Auch das war Geschichte. In „Ein Riss in der Mauer“ wird unter anderem die Saga des Triadenbosses der Vermauerten Stadt fortgesetzt und erzählt, wie er schließlich still zu Jesus kommt.

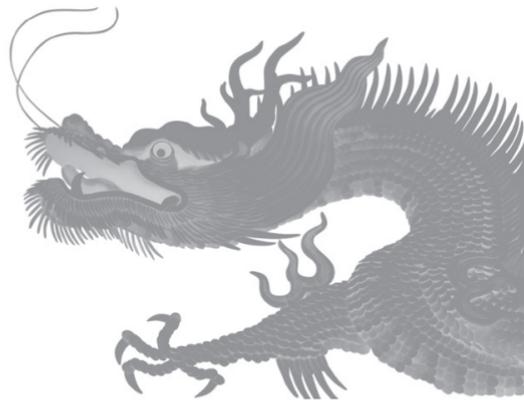
Wir wissen nicht viel darüber, wie es mit den Menschen aus den Evangelien weiterging, die von Jesus geheilt worden waren. Die meisten Berichte hören plötzlich auf. Auch die Geschichten unserer Leute wollen wir in dieser neuen, erweiterten Ausgabe nicht zu Ende erzählen. Wir wollen nur versuchen, Sie über unsere Situation auf den neuesten Stand zu bringen. Die erste Ausgabe deckt etwa zehn Jahre ab, und das neue Material in dieser Ausgabe behandelt in zwei Kapiteln mehr als zwanzig Jahre. Ich hoffe, Sie verzeihen die Zeitsprünge. Es kommt mir alles vor wie gestern.

Die Vermauerte Stadt gibt es nicht mehr. Sogar das *Hang Fook Camp*, unser Stadtquartier, gibt es nicht mehr. Wo finden Sie uns, wenn Sie

Hongkong besuchen? Hoffentlich in allen Straßen und Häuserblocks. Wir werden vermutlich keinen Namen haben, denn wir sind nicht daran interessiert, dass unser Werk, sondern dass sein Reich wächst. Es gibt noch viele Abenteuer zu erleben. Es gibt noch viele Schlachten zu schlagen. Es ist viel besser, sie selbst zu erleben, als nur davon zu lesen.

Gehen Sie! Schreiben Sie Ihre eigenen Bücher. Gehen Sie!

*Jackie Pullinger*



## *Vorwort*

Zum ersten Mal begegnete ich Jackie Pullinger 1968, als ich nach Hongkong reiste, um für die BBC einen Fernsehfilm zu machen. Dank der Vermittlung eines Freundes kam sie in mein Hotel und berichtete mir von ihrer Arbeit in der Vermauerten Stadt, die damals gerade anging. Da ich selbst im Londoner East End einen Jugendclub geleitet hatte, war ich fasziniert von dem, was sie mir erzählte, und ich sah mir mit ihr zusammen die Vermauerte Stadt an. Sie entsprach genau ihrer Beschreibung.

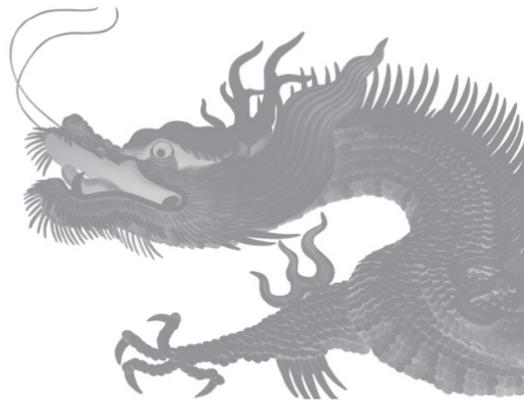
Über die Jahre standen wir im Briefkontakt, und ihr Werk entwickelte sich von Jahr zu Jahr weiter. Außerhalb Hongkongs hatten nur sehr wenige von Jackie Pullinger gehört, bis 1974 die *Sunday Times* über ihr Werk schrieb. Daraus erfolgte eine parlamentarische Anfrage zum Status der Vermauerten Stadt, Artikel von Reuters, UPI und anderen internationalen Agenturen und ein Fünfzig-Minuten-Film der britischen Fernsehgesellschaft ATV im Jahr 1978. Damals war Jackie in England, um über ihre Arbeit zu sprechen, und ich fragte sie, ob wir nicht gemeinsam einen ausführlicheren Bericht schreiben könnten über alles, was geschehen war. Nur zögernd stimmte sie zu, und 1979 besuchte ich Hongkong erneut. Mit meinem ersten Entwurf war Jackie nicht einverstanden, deshalb schrieb sie während eines Besuchs bei meiner Familie in Kalifornien selbst das ganze Buch neu.

Manche Namen und Orte im Buch mussten geändert werden, um die Beteiligten zu schützen, die fast alle noch in Hongkong wohnen. Abgesehen davon geschah alles so, wie Jackie es beschreibt; es ist ihre Geschichte, aber viele der beschriebenen Ereignisse können von anderen Quellen belegt werden.

Mein Dank gilt vielen Menschen, die uns halfen, das Buch trotz des sehr engen Zeitrahmens fertigzustellen. Von den vielen möchte ich Marjorie

Witcombe und Mary Stack in Hongkong nennen, die uns ihre Wohnungen dort zur Verfügung stellten, Susan Soloman in Kalifornien, meinen Bruder Edward und seine Freunde bei der World Bank in Washington, wo das Manuskript zu Ende geschrieben wurde, und an erster Stelle meine Frau Juliet, die mit der Bearbeitung und insgesamt ihrer beratenden Begleitung großartige Arbeit geleistet hat. Vieles mussten wir unerwähnt lassen, und wir beschreiben nichts, was nach 1976 geschehen ist; das muss auf ein nächstes Buch warten.

*Andrew Quicke*  
*London, im April 1980*



## *Vorwort*

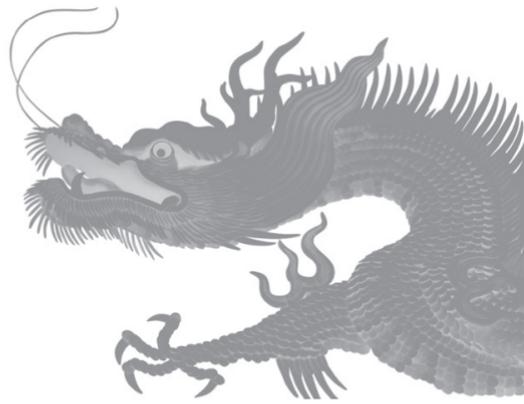
Als ich 1982 „Licht im Vorhof der Hölle“ las, hörte ich zum ersten Mal etwas von Jackie und ihrem Dienst. Ihre Hingabe an Gott und die Drogenabhängigen in Hongkong berührten mich zutiefst, denn zu dieser Zeit war ich in meinem eigenen Dienst an Drogenabhängigen ziemlich ausgebrannt. Doch dieses Buch erfrischte mich und erneuerte meine Beziehung zum Heiligen Geist. Gleichzeitig entstand in mir der Wunsch, Jackie Pullinger persönlich kennenzulernen.

Als ich sie dann 1987 das erste Mal in Hongkong traf, erlebte ich sie in einem Gebetsmeeting für Drogenabhängige und verschiedene Arme und Bedürftige in der Vermauerten Stadt. So lernte ich Jackie kennen: Mit ihrer feinfühligem Art ließ sie den Heiligen Geist das machen, was ein Mensch selbst nicht machen kann. In der Gegenwart des Geistes spürte ich ganz intensiv die Heiligkeit Gottes und wurde auch Zeuge vieler Wunder. Seit dieser Zeit verbindet uns eine immer enger werdende Freundschaft.

Das Buch „Licht im Vorhof der Hölle“ beschreibt auch heute noch Jackies Leben. Wirklich überzeugend ist ihre absolute Hingabe an Jesus, ihre mutige Art, sich vom Heiligen Geist führen zu lassen, und ihre aufopfernde Liebe zu den kaputten und gestrandeten Menschen Hongkongs. Wir selbst haben hier in Lüdenscheid durch Jackies kompromisslose Art, das zu leben, wozu Gott sie berufen hat, sehr viel gelernt. Wer dieses Buch mit offenem Herzen liest, wird nicht mehr derselbe sein. Dieses Buch, diese Frau ist eine gesunde Herausforderung für das gesamte Volk Gottes im deutschsprachigen Raum, eine neue Hingabe von Gott für die Armen und Bedürftigen in unserer Welt zu empfangen. Es fordert uns auch heraus, eine neue Beziehung zum Heiligen Geist zu suchen, ohne den eine Hingabe an die Armen dieser Welt nicht auszuleben ist. Viele Menschen

haben sich schon anstecken lassen von diesem wunderbaren Vorbild der Barmherzigkeit, Hingabe und Liebe für die verlorenen und hoffnungslosen Menschen in unserer Zeit. Ich persönlich wünsche Ihnen beim Lesen dieses aufregenden Buches eine neue Begegnung mit IHM, Jesus, die sich erneuernd auf Ihr Leben und das der Welt auswirkt.

*Walter Heidenreich  
Lüdenscheid, im Juni 1992*

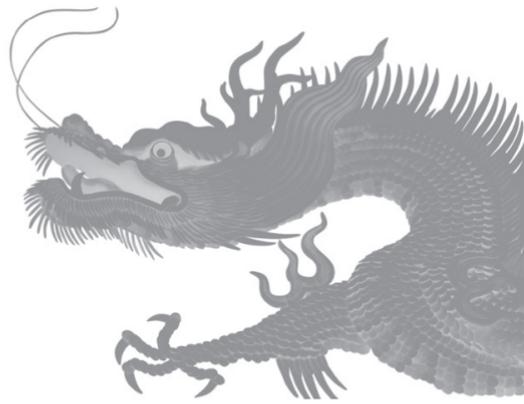


## *Glossar*

- Amah ..... ein chinesischer Diener
- Konjieh ..... ein Reispudding, der häufig zum Frühstück  
gegessen wird
- Daih Lo ..... „Big Brother“, großer Bruder
- Daih Ma ..... „Big Mother“, die chinesische Senior-Ehefrau
- Daih Pai Dong ..... Verschlag auf der Straße
- For-gei..... Kellner oder Arbeiter
- fui-goih ..... bereuen, Buße tun
- Gong-sou ..... Gespräch zwischen rivalisierenden Triaden als  
Versuch, sich über Angelegenheiten ihrer Gangs  
zu einigen
- „Hai bin do ah?“ ..... „Woher kommst du?“
- Hak Nam..... Finsternis, wird oft als Bezeichnung für die  
Hongkonger „Vermauerte Stadt“ verwendet
- hawh-fui..... bedauern
- 
- Kai Ma ..... Patin
- Kai Neui..... Patentochter
- (Diese beiden Begriffe werden verwendet, um eine enge Beziehung  
zwischen einer älteren Frau und einem Mädchen zu definieren,  
die sie als ihr eigenes aufgenommen hat.)

## 14 / LICHT IM VORHOF DER HÖLLE

- Kung-fu..... eine typische chinesische Kampfsportart
- Lap-Sap..... Abfall, Blödsinn
- Mama-san ..... Bezeichnung einer Frau, die für verschiedene minderjährige Prostituierte oder Barmädchen zuständig ist
- „M'gong?“ ..... „Du sagst nichts?“
- Mintoi ..... Daunendecke
- „moe ye“ ..... „nichts“
- Pahng-Jue..... Herr der Hütte oder Chef einer Drogenhöhle
- „Pa Ma Fan“ ..... „Angst vor Ärger“
- Pin-mun ..... illegales Geschäft
- Puun Siu Je ..... „Pullinger“ auf Chinesisch
- Sai Lo..... Kleiner Bruder
- Sai Ma..... Kleine Mutter, die junge chinesische Ehefrau oder Konkubine
- 
- Seui Fing..... )
- 14K ..... )
- Ging Yu ..... )
- Wo Shing Wo..... )
- } Namen verschiedener, in Hongkong  
} illegaler, Triaden
- 
- siu Ye..... ein Imbiss
- Tin-man-toi..... Wettermann, Bedeutung: Wachmann
- Wantan ..... mit Shrimps und Schweinefleisch gefüllte Klöße
- „Yau mao gautscho“ .... „Du spinnst wohl“
- „Yauh“ ..... „Hier bin ich“
- „Ye sou ngoi nei“ ..... „Jesus liebt dich“



## Kapitel 1

# *Die Blutspur*

Der Posten im fleckigen T-Shirt spuckte auf die Gasse, nickte aber ganz freundlich und ließ mich passieren. Er blieb hocken. Da ich für ihn uninteressant war, nahm er eines seiner baumelnden Beine wieder auf und pulte weiter an seinen schwarzen Zehennägeln herum. Der Eingang, den er so feierlich bewachte, war versteckt, und ich musste mich zwischen zwei dunklen Gebäuden hindurchzwängen, um in diese seltsame chinesische „Stadt“ hineinzukriechen, die von der Bevölkerung Hongkongs so gefürchtet wurde (die sogenannte *Walled City*, berüchtigter Slum von Hongkong, im Folgenden „Vermauerte Stadt“ genannt).

In der Dunkelheit konnte ich einen Augenblick lang nichts sehen, und obgleich ich damals den Weg bereits gut kannte, schlich ich mit äußerster Vorsicht durch die enge Gasse, die kaum breit genug war für eine Person. Aus zweierlei Gründen hielt ich den Blick nach unten gerichtet: Erstens wollte ich nicht auf etwas undefinierbares, Ekliges treten oder zum Beispiel in einen offenen Gully fallen, zweitens wollte ich vermeiden, mein Gesicht nach oben zu den Fenstern zu richten, durch die immer wieder mal Abfall auf die Straße geworfen wurde. Ich klatschte in die Hände, um die Ratten zu vertreiben; aber manche von ihnen waren so frech, dass sie sich herausfordernd hinsetzten, als sei dies ihr Territorium. Man musste schon mehrere Male laut klatschen, um sie davonzujagen.

Plötzlich sah ich es – im Straßendreck glänzte es rot, ein Stück weiter noch ein paar Tropfen – eindeutig frisches Blut. Mein Magen verkrampfte sich, denn

ich ahnte, wessen Blut das war. Ah Sor war mir von den Behörden übergeben worden. Ich sollte ihn ein Jahr lang wie einen Sohn betreuen, und jetzt war eine Triadenbande mit Namen *Seui Fong* hinter ihm her. Sie wollten ihn wegen irgendeiner unerledigten Gang-Angelegenheit fertigmachen. Anscheinend hatten sie ihn gefunden. Als ich weitereilte, sah ich vor mir Uniformabzeichen blitzen und ging an zwei *Tin-man-toi* vorüber (so heißen die Aufseher der Triadenbanden, die die Vermauerte Stadt überwachen). Sie kannten mich und ließen mich passieren. Ihre Gesichter verrieten absolut nichts.

Ich bog um die Ecke in eine andere Gasse, die sich mit ihren hässlichen, altersschwachen Gebäuden in nichts von der ersten unterschied, außer darin, dass sich hier die Hauptspielhölle befand, die von Mitgliedern der Bande 14K betrieben wurde. Ich kam an den üblen, überwölbten Torwegen der Opiumhöhlen vorbei, wo wiederum Beobachter lehnten, die vor sich hindösteten und nickten, als sie mich sahen. Der Abstand zwischen diesen elenden Hütten war kaum breiter als eine Armlänge, sodass ich in einen Eingang treten musste, um nicht mit einem Rauschgiftsüchtigen zusammenzustoßen, der offensichtlich high war und sehr schnell auf mich zukam.

In der nächsten Gasse lagen die Blutflecken dichter beieinander. In diesem stinkenden Labyrinth kam ich nicht schnell vorwärts – es war zu schlüpfrig und zu dunkel; ich wollte aber unbedingt wissen, von wem das Blut war. Andererseits hatte ich schreckliche Angst vor der Entdeckung.

Schließlich erreichte ich die Hauptstraße, eine der wenigen beleuchteten Straßen der Vermauerten Stadt. Ich musste erneut vorsichtig gehen, da ich wieder an einer Spielhölle vorbeikam, vor der die Erde glitschig war von Urin. Die Prostituierten erkannten mich und riefen von ihren Apfelsinenkisten vor dem Pornokino herunter: „Miss Puun, Puun Siu Je, helfen Sie uns?“ Flehend streckten sie die Hände aus, die Handrücken verunstaltet durch Nadeleinstiche, ihre vorzeitig gealterten Gesichter von Hoffnungslosigkeit gezeichnet. Ohne auf sie zu reagieren, bog ich in meine kleine Gasse ein und ging auf den Raum zu, den ich gemietet hatte und nachts für chinesische Bandenmitglieder geöffnet hielt.

Vor der Tür entdeckte ich eine große dunkle Pfütze. Die düsteren Gestalten, die herumlungerten, schauten gleichgültig vor sich hin. „Sagt mir doch bitte, was hier los ist!“, bat ich ängstlich.

Ein alter Kantonese schüttelte den Kopf und murmelte: „Nichts, nichts.“ Die anderen schauten weg. An einem Ort, der von Banden beherrscht wird,

muss man die Augen zumachen, um zu überleben. Es ist besser, nichts zu sehen – damit man in nichts hineingezogen wird. Dann erschien eine Frau mit einem Besen und einem Eimer und wischte das Blut weg, bis es nicht mehr zu sehen war. Einige barfußige Kinder – eines hatte ein Baby auf den Rücken gebunden – spielten, als sei nichts geschehen.

Voller Angst um Ah Sor öffnete ich das Eisengitter – eine Schutzvorrichtung, die alle Häuser in Hongkong haben, auch die ärmlichsten – und trat in unseren kleinen Clubraum. Er war dunkel, feucht, muffig und kaum sauber zu halten, denn die Wohnungen in der Vermauerten Stadt hatten keine Wasserleitung. Die Bewohner mussten ihr Wasser von öffentlichen Wasserhähnen und Standpumpen in die Häuser holen. Schreckliches Viehzeug kroch aus dem Ausguss und über die Wände des Raums. Ich hatte mehr Angst vor den großen Abortspinnen als vor den Gangstern. Aber als ich in jener Nacht allein in unserem Raum saß, waren meine Gedanken nur bei Ah Sor.

Seine Mutter hatte ihn als Baby an einen kinderlosen Opiumsüchtigen verkauft, der befürchtete, ohne Sohn, der seinen toten Geist verehren würde, werde er in die Hölle kommen. So wuchs Ah Sor mit dem Gefühl auf, verraten und verkauft zu sein. Er sehnte sich nach Liebe und war doch unfähig, sie anzunehmen, wenn sie ihm geboten wurde. Seine „Oma“, die Mutter des Süchtigen, liebte ihn zwar zärtlich, aber weil sie selbst mit Heroin handelte, konnte sie auf das Kind kaum einen erzieherischen Einfluss ausüben. Um das Gefühl der totalen Heimatlosigkeit loszuwerden, schloss sich Ah Sor einer Triadenbande an. Sie gab ihm Ansehen und Heimat. Er wuchs kämpfend auf und verbüßte seine erste Strafe im Jugendgefängnis im Alter von 13 Jahren. Im Laufe der Jahre wurde ich mehr und mehr mit seinem Leben und seinen Problemen vertraut. Es ging weiter so: heraus aus dem Gefängnis, hinein in das Gefängnis. Er war hoffnungslos abhängig von Drogen, genauso wie sein süchtiger Stiefvater. Ich liebte diesen Jungen wirklich, aber diese Liebe hatte sein Leben kein bisschen verändert; und so saß ich auf einer unserer grobgehobelten Bänke und tat das Einzige, was ich tun konnte – ich betete.

Fünf Minuten später stürzte ein Mädchen völlig außer Atem zur Tür herein. „Miss Puun, gehen Sie sofort ins Krankenhaus, ins Elizabeth-Hospital! Man hat Sie verlangt!“

„Wer ist dort – ist es Ah Sor?“ Ich war erleichtert, dass endlich eine Nachricht kam.

„Ich soll Ihnen nur sagen, Sie sollen sich beeilen – es war irgendwas mit Sterben ...“, und das Mädchen verschwand in dem dreckigen Labyrinth. Sie war nur eine Botin, die nichts wusste.

Ich schloss ab und nahm einige Jungen von draußen mit. So schnell wir konnten, rannten wir zurück durch die Gassen. Kaum waren wir aus der Vermauerten Stadt heraus, winkten wir einem Taxi.

„Schnell, schnell, Elizabeth-Hospital! Unser Freund stirbt! Schneller!“

Die Taxifahrer in Hongkong braucht man nicht anzufeuern, und unser Fahrer übertrumpfte alle anderen. Im Slalom raste er durch den Verkehr, extra nur mit einer Hand am Lenkrad, immer mit Vollgas und erst im letzten Augenblick abrupt bremsend. Ich presste die Hände fest zusammen, betete, dachte nach, trieb an – alles gleichzeitig. „Mein Freund vielleicht sterben“, dachte ich auf Kantonesisch. Was für ein elendes, unerfülltes Leben hat er gehabt, und wie gerne hätte ich ihm ein besseres gezeigt. Wenn er wenigstens wissen könnte, dass sich jemand um ihn sorgte!

„Gott, bitte, rette sein Leben und bekehre ihn zu dir!“ Inzwischen hopste der Fahrer vor lauter Eifer auf seinem Sitz auf und nieder. Für ein paar furchtbar lange Augenblicke nahm er seinen Blick völlig von der Straße und drehte sich zu uns herum, um den Eindruck zu beobachten, den er auf uns machte. Inzwischen beteten wir die ganze Zeit laut. Als wäre die Unfallabteilung ganz unerwartet aus dem Nichts aufgetaucht, kam das Taxi plötzlich mit quietschenden Reifen zum Stehen, und wir sprangen hinaus, um Ah Sor zu besuchen, ehe er starb.

Aber es war nicht Ah Sor, der im Sterben lag. Es war Ah Tong, der diese unheilvolle Spur in den Straßen hinterlassen hatte. Ich kannte Ah Tong nur vom Hörensagen als einen der schlimmsten Bandenführer, der von Prostitution lebte und die Mitglieder seiner Gang, wie z. B. Ah Sor, benutzte, um aus den Bordellen Gewinne einzutreiben. Selbst unter seinesgleichen war er gefürchtet, weil er auf Partys ging, um junge Mädchen zu verführen und ihr ruiniertes Leben dann zu verkaufen und ein einträgliches Geschäft mit ihnen zu machen.

Als wir auf dem Gang warteten, erfuhr ich Näheres über die ganze Geschichte. Offensichtlich hatte sich die Seui-Fong-Bande in einer dunklen Gasse in der Nähe meines Clubraumes versteckt, mit Messern und Wasserrohren bewaffnet. Das Ganze war ein Racheakt für ein Mitglied, dem vor Jahren Unrecht geschehen war. Man hatte es auf Ah Sor abgesehen.

Als er mit Ah Tong und einem anderen Kumpel näher kam, ahnte er nichts von diesem Hinterhalt. Ein Messer blitzte auf, die Bande sprang vor und stürzte sich auf ihr Opfer. Aber Ah Tong hatte sie kommen sehen und sich selbst in den Weg geworfen, um Ah Sor zu schützen. Sein Arm wurde aufgeschlitzt und beinahe abgetrennt; dann ließen ihn die Angreifer in seinem Blut liegen. Ah Sor und der andere rannten nach Hause, holten einen *Mintoi* (eine chinesische Daunendecke) und wickelten ihren Beschützer, den Bandenführer, hinein. Mit dieser Last wankten sie durch die Gassen, bis sie zum Ausgang kamen und ein Taxi nehmen konnten. Nachdem sie den Verletzten im Krankenhaus abgegeben hatten, flohen sie. (In den Krankenhäusern sind immer Polizisten, die Fragen über Bandengefechte stellen, und die Jungen wollten keinerlei Bericht über den Vorfall abgeben.)

Einer der Burschen allerdings hatte von dem Vorfall erzählt, bevor er ebenfalls verschwand. Doch was ich von der Schwester erfahren konnte, war nur, dass der Patient höchstwahrscheinlich seinen Arm verlieren werde, nicht jedoch sein Leben.

Als ich so auf dem harten Krankenhausstuhl saß, überdachte ich, was ich gehört hatte. Das Verhalten des Mannes, den ich bald sehen sollte, beeindruckte mich immer mehr. Ja, er war ein Verbrecher und führte ein schändliches Leben, aber meiner Meinung nach hatte er einen selten hohen Grad von Liebe gezeigt. Jesus sagte: „Keiner hat größere Liebe als der, der sein Leben lässt für seine Freunde.“

Ah Tong war bereit gewesen zu sterben. Ich rief einige Freunde an und bat sie, ins Krankenhaus zu kommen. Wir beteten die ganze Nacht für ihn. Als seine Familie auftauchte, waren sie entgeistert über unser für sie vollkommen unverständliches Benehmen. Wir waren doch anständige Leute, sogar Christen, und beteten für ihren Sohn? Für sie war er verdorben, hatte jung das Elternhaus verlassen, um sich auf der Straße herumzutreiben und Banden zu organisieren. Er verdiente nur, dass man sich von ihm abwandte.

Endlich ließ uns die Oberschwester die Intensivstation betreten. Ich hörte die chinesischen Schwestern tuscheln: „Das sind Pastoren. Die kommen, um zu beten!“

Eigentlich waren wir kaum eine im traditionellen Sinne würdige Gruppe, um mitten in der Nacht etwa die letzte Ölung vorzunehmen. Wenn ich meine Kleidung ansah – alte Jeans und Pullover –, so konnte ich ihre verdutzten Blicke verstehen.

Nun stand ich also am Bett des Patienten und betrachtete Ah Tong. Er lag da, durch den Blutverlust beängstigend blass, den unverletzten Arm am Tropf, dicke Verbände über seiner genähten Verletzung, in tiefer Bewusstlosigkeit. Aus Angst, wir könnten seine Verbände beschädigen, legten wir ganz vorsichtig unsere Hände auf ihn und beteten in Jesu Namen für ihn. Er richtete sich nicht sogleich auf – ich hatte es eigentlich im Glauben erwartet –, und solange wir dort waren, kam er nicht wieder zum Bewusstsein. Aber die folgenden täglichen Berichte des Krankenhauses waren außergewöhnlich. Er machte offensichtlich unbegreifliche Fortschritte. War dies das Wunder? Und dann – zu unserer großen Freude und mit der Zustimmung der staunenden Ärzteschaft – wurde er bereits fünf Tage nach der Attacke entlassen. Es war eine vollständige Heilung. Er war nicht nur am Leben geblieben, sondern konnte auch seinen Arm wieder vollkommen normal gebrauchen.

Jeder würde nun annehmen, dass Ah Tong nach diesem Wunder seine Fürbitter hätte kennenlernen wollen, aber davon konnte keine Rede sein. Im Gegenteil, wenn er mich während der darauffolgenden Monate in den dunklen und trostlosen Gassen nur erspähte, rannte er davon, als ob der Polizeichef persönlich hinter ihm her wäre. Er hatte Angst vor mir. Aber er ließ mir mehrmals durch einen Boten seinen Dank übermitteln.

„Wofür bedankt er sich eigentlich?“, fragte ich den Boten, einen Jugendlichen mit gelben Zähnen und einer ausgefransten Dauerwelle.

„Er glaubt, dass eure Gebete sein Leben gerettet haben.“

Der Junge schnaufte und schwitzte und brauchte offenbar dringend eine Dosis Heroin, aber er sah mich voller Respekt an. Alles, was sein Boss glaubte, war auch er bereit zu glauben. Aber warum rannte dann Ah Tong von mir weg? Dieser Widerspruch hat mich eine Zeitlang verwirrt. Monate später entdeckte ich hinter seinem seltsamen Benehmen einen kläglichen Grund. Er war süchtig und brauchte mehrmals täglich einen Schuss Heroin. Die ganze Zeit, als er im Krankenhaus lag, hatte ihm seine Freundin den Stoff gebracht, ein Mädchen, das er einmal vergewaltigt und im Alter von 14 Jahren an eine Sex-Show verkauft hatte.

Er wusste, dass ich Christin war, und in seinen Augen waren Christen gute Menschen und Drogenabhängige schlechte Menschen. So hielt er es für unpassend, seinen Dank persönlich zu überbringen. Er fühlte sich schmutzig – nicht rein genug für diese guten Christen.

Mehrere Jahre später fiel er eines Tages über die Schwelle meines kleinen Clubraumes in der Vermauerten Stadt. Es war nahezu Mitternacht. Ich nehme nicht an, dass er aus freiem Willen gekommen war. Er sah mich mit einem Gesichtsausdruck an, als werde er vom Teufel geplagt, und stieß hervor: „Puun Sui Je, ich bin verzweifelt! Ich habe so oft versucht, von dem Zeug loszukommen, aber ich schaffe es nicht. Kannst du mir helfen?“

„Nein, ich kann es nicht“, antwortete ich, „aber ich habe gute Nachricht für dich: Jesus kann es. Ich glaube, du hast schon etwas von Jesu Art verstanden. Vor einigen Jahren warst du bereit, für deinen Bruder Ah Sor zu sterben. Das habe ich nicht vergessen. Da hast du etwas ganz Wunderbares getan.“

Ah Tong hörte so konzentriert zu, dass sich seine Augenbrauen zusammenzogen. In seinem Gesicht spiegelten sich Enttäuschung, Hoffnung und Verwirrung zugleich.

„Was würdest du davon halten, wenn einer bereit wäre, für ein Mitglied aus einer anderen Bande zu sterben?“, fragte ich.

„So ein Quatsch!“ Er spuckte aus und warf einen bitteren Blick auf mich. „Du machst ja Witze! Für den Bruder, ja ..., aber kein Mensch stirbt für seinen Feind!“

„Gerade das tat Jesus! Er starb nicht nur für seine eigene Bande, sondern auch für jeden Einzelnen in allen anderen Banden. Er war Gottes Sohn. Er hat nie etwas Böses getan, sondern er heilte die Leute und half ihnen – und er starb für seine Feinde, für uns. Wenn wir uns ihm anvertrauen, wird er uns sein Leben geben, weil er uns liebt.“

Ich bilde mir nicht ein, dass Ah Tong durch Rauschgift verwirrter Verstand diesen Erlösungsgedanken ganz erfasste. Er war verrückt nach Stoff, und meine Rede war lang. Aber ich konnte sehen, dass etwas geschehen war. Er konnte es kaum fassen, dass Jesus jemanden wie ihn liebte. Das erste Mal seit Jahren hatte etwas oder jemand sein böses Herz getroffen. Er war bewegt.

Ich eilte mit ihm aus der Vermauerten Stadt hinunter zum Hafen von Kowloon, mit der Fähre hinüber in die kleine Wohnung auf der Hongkong-Insel. Er wusste, dass wir zu einer „Kirche“ gingen. Aber mir war nicht klar, was er sich darunter vorstellte, denn er schaute wie betäubt um sich, als wir das Apartment betraten.

Nach westlichen Vorstellungen war es winzig und überhaupt nicht wie eine Kirche oder ein Gemeindesaal. Da stand er in einer Art Wohnzimmer, in einem hellen, freundlich ausgestatteten Raum, sogar mit Gardinen. Alles war so sauber und schön, richtig gemütlich wie eine Wohnung, keineswegs wie eine Kirche. Worüber er aber am meisten staunte, das waren die Menschen dort. Alle sahen so glücklich aus. Eine Menge Europäer waren da, aber auch viele junge Chinesen.

Er kannte sie alle. Da waren Leute, die er im Gefängnis kennengelernt hatte, Männer, mit denen oder gegen die er gekämpft hatte, und solche, mit denen er gefixt hatte. Aber jetzt strahlten sie alle, freuten sich und strotzten von Gesundheit. Sie fingen an, ihm von Jesus zu erzählen, dass die Kraft Jesu ihr Leben verändert habe.

„Yeow – du auch hier?“, fragte er, als er wieder einen Freund begrüßte.

„Yup, so ist es, Ah Tong.“ (Sie sprachen in dem Slang von Kanton.) „Du kennst uns – wir würden nie diese fromme Sprache führen, wenn wir nicht wirklich glaubten. Ich meine – schön, du erwartest vielleicht, dass nicht wir, sondern Miss Puun und diese Priester die Bibel und das alles hersagen; aber sie haben nie Drogen genommen und wissen gar nicht, was das ist. Ich aber kenne das Zeug. Ich habe wahnsinnige Entzugsschmerzen gehabt, es war so schrecklich, dass ich zu Jesus betete, wie sie es mir gesagt hatten. Und es funktionierte! Meine Schmerzen waren weg, und ich fühlte mich ganz verändert, ja, irgendwie neu. Ich habe diese Kraft bekommen – sie wird Heiliger Geist genannt – und hatte überhaupt keine Schmerzen mehr.“

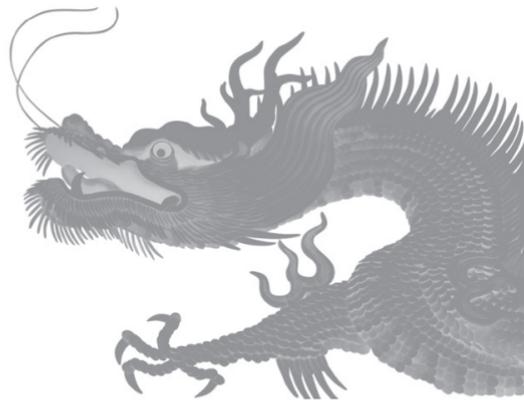
Es war ein bisschen konfus, aber Ah Tong überlegte: „Wenn die das können, dann kann ich es auch. Wenn es Jesus für ihn getan hat, dann kann er es auch für mich tun.“

So sagte er uns schließlich, er wolle glauben, dass Jesus Gott ist, und ihn bitten, sein Leben zu verändern. Dann betete er, und während des Gebets entspannte sich sein schmales, schmerzdurchfurchtes Gesicht. Er lächelte.

Die anderen Neubekehrten schauten sich fröhlich an. Wieder einmal waren sie Zeugen eines Wunders. Ah Tong empfing die Gabe, in einer Sprache zu sprechen, die er nie gelernt hatte, und fühlte, dass ihm das Beten leicht wurde. Freude kam in seine Augen. Und als er dann auf seiner Matratze lag, wurde er immer ruhiger. Wir alle kümmerten uns um ihn und saßen um ihn herum, bis er in einen gesunden Schlaf verfiel.

Ah Tong blieb bei uns. Er brauchte den *cold turkey* gar nicht durchzustehen, eine Erfahrung, die den menschlichen Körper so quält, dass sie sogar zum Tode des Süchtigen führen kann. (Der Ausdruck *cold turkey* = „kalter Truthahn“ wird von der Tatsache hergeleitet, dass bei einem Drogenentzug ohne Medikamente schwere, schmerzhaft Symptome auftreten, u. a. heftiger Schüttelfrost, sodass der Patient eine Gänsehaut bekommt.) Wir gaben ihm keine Medikamente, nicht einmal Aspirin. Wir gaben ihm auch keine Zigaretten, um ihm den Entzug vom Heroin zu erleichtern. Jedes Mal, wenn ihn ein plötzlicher Schmerz anzufallen schien, fing er an zu beten und seine neue Sprache zu benutzen. Seine Entzugsperiode verlief schmerzfrei. Kein Erbrechen, keine Krämpfe, kein Durchfall, kein Schüttelfrost. Mit diesem Wunder begann Ah Tong ein neues Leben.





## Kapitel 2

# *Die längste Reise*

Die Kontrolleure der Immigrationsbehörde betraten das Schiff; und ich stand als Erste in der Schlange, voller Sehnsucht, an Land zu gehen und mein Abenteuer zu beginnen. An diesem Morgen hatte ich mich schon früh fertig gemacht, alle Gepäckstücke für die Ausschiffung noch einmal gut verschlossen und war an Deck gegangen. Der Anblick, der sich mir bot, verschlug mir den Atem. Alle Häfen, die wir auf unserer Reise vorher angelaufen hatten, erschienen mir eintönig und nichtssagend im Vergleich zu diesem. Hier war Perspektive. Hier tauchten Berge aus dem Nebel auf wie auf einem orientalischen Gemälde. Ich fühlte einen tiefen Frieden; und als ich mir vorstellte, dass dies der Ort war, den Gott für mich bestimmt hatte, dankte ich ihm aus vollem Herzen.

Da stand ich nun, wartete und blickte über die Südchinesische See auf die Perle des Orients: Hongkong. Um uns erstreckte sich der Hafen, der die Insel mit der Hauptstadt Victoria von der Halbinsel Kowloon trennt. Überall sah man kleine Boote. Winzige chinesische Fischerboote, die *Sampans*, tanzten auf und nieder und wurden von schlitzäugigen Mädchen geschickt gerudert. Leichterschiffe in lustigen Farben – rot, blau, gelb und grün – flitzten über das Wasser, um die Frachtschiffe zu entladen, die im Kanal ankerten; und die *Walla Wallas*, die typischen kleinen Fährschiffe, ließen ihre Passagiere von Bord.

Die Schiffe beförderten die Schichtarbeiter zwischen den einzelnen Inseln, und die altertümlichen Dschunken drängten sich in dem Hafengewässer und brachten Lebensmittel vom chinesischen Festland zur britischen

Kronkolonie. Sie wirkten eigenartig altmodisch, denn an der Küste hinter ihnen erhoben sich Reihen um Reihen riesiger, moderner Wolkenkratzer, die an den Berghängen der Hongkong-Insel klebten bis zum Gipfel hinauf, wo sie in Wolken verschwanden.

Dicht hinter den Werften mit ihren Lagerhäusern, die man seltsamerweise „die Sinkenden“ nennt, konnte ich an den großen Schildern mit weithin sichtbaren Zeichen, die waagrecht an den Häusern hingen, Ausschnitte von chinesischen Straßen erkennen. Sie wirkten fremdartig, aufregend, deuteten auf die Exotik des Ostens, ein Anziehungspunkt für Touristen. Hinter ihnen in der Ferne entdeckte ich auf der Kowloonseite eine weitere Bergkette. Das waren die Neun Drachen auf den *New Territories* (das Gebiet, das das „eigentliche“ Hongkong umgibt, Anm. d. Üs.), die sich bis zur Grenze zum kommunistischen China erstreckten, etwa 30 Kilometer entfernt. Vom Wasser aus bietet Hongkong an einem sonnigen Morgen einen faszinierenden Anblick – aber das ist nur Fassade.

Der Einreisebeamte teilte meine Begeisterung keineswegs. Er nahm mir alle meine Papiere ab, aus denen hervorging, dass ich in die Kolonie einreiste, um zu arbeiten. Dann machte er sich daran, mir einige Fragen zu stellen. Aber meine Antworten befriedigten ihn nicht.

„Wo du wohnen?“

„Das weiß ich noch nicht.“

„Wo deine Freunde?“

„Ich habe hier noch niemanden.“

„Wo du arbeiten?“

„Hm – ich habe noch keinen Arbeitsplatz.“

Der junge Kantonese sah mich finster an. Mit seinem Hongkong-Englisch hatte er das „Verhör“ bisher gut gemeistert, aber meine Antworten entsprachen nicht seinen Vorstellungen. Vielleicht fand er, dass ich ein bisschen traurig aussähe; darum versuchte er noch ein paar Zusatzfragen:

„Wo deine Mutter?“ Er war jetzt ganz freundlich.

„Sie ist in England.“

„Wo deine Rückfahrkarte?“

„Die brauche ich doch jetzt nicht!“ Das sagte ich recht munter. Ich hatte keine Probleme gehabt, das Ticket für die Herfahrt zu bekommen, und ich konnte nicht einsehen, warum er sich so um meine Rückfahrt sorgte.

Endlich strahlte er – jetzt hatte er etwas gefunden, was die meisten Probleme löst: „Wie viel Geld du haben?“

Diese Frage konnte ich leicht beantworten. Ich kam mir nämlich ziemlich wohlhabend vor. Dadurch, dass ich mir auf dieser einmonatigen Reise nicht sehr viele Getränke geleistet hatte, war ich fast mit der gleichen Summe hier angekommen, mit der ich abgefahren war. „Ungefähr 100 Hongkong-Dollar“, sagte ich stolz. Das waren 1966 sechs Pfund Sterling, also etwa 25 Euro.

„Nicht genug!“, schrie der Mann. „Hongkong teuer, teuer! Das Geld nicht genug drei Tage!“ Er tat furchtbar wichtig mit seiner feinen Schirmmütze und seinen gestärkten Shorts und eilte zu seinem Vorgesetzten. Es folgte eine kurze Besprechung, danach kamen sie in sehr offizieller Weise auf mich zu. „Wenn Sie auch britisch“, sagte der Boss, „Sie dürfen Schiff nicht verlassen. Warten Sie hier!“

Ich nahm an, dass sie mich für eine Prostituierte hielten, die nach gutem Verdienst bei den US-Truppen Ausschau hielt, die in ihrem Fronturlaub von Vietnam aus einen Trip nach Hongkong machten. Ein mittellooses junges Mädchen ohne Wohnung, ohne Freunde, ohne alles, so stand ich da und beobachtete, wie alle anderen Passagiere an Land gingen. Zu gern hätte ich gewusst, was sie wohl mit mir machen würden. Schreckensvorstellungen kamen mir in den Sinn. „Vielleicht sperren sie mich jetzt in den Schiffsbauch ein und schicken mich mit Schimpf und Schande nach England zurück. Und dann muss ich mir von allen Bekannten sagen lassen: ‚Das haben wir dir ja gleich gesagt! Verrückt, sich auf die andere Seite der Welt abzusetzen und alles Gott zu überlassen – das war unverantwortlich.‘“ Was sollte ich jetzt tun? Wie war ich überhaupt hierher gekommen?



Meine Mutter hatte nur eine von uns erwartet. Es war wie ein Nachkriegsgeschenk, als sie Zwillingen das Leben gab – und Vater bekam 48 Stunden Sonderurlaub. Es muss für ihn, der sich ein Rugby-Team gewünscht hatte, enttäuschend gewesen sein, stattdessen mit vier Mädchen vorliebnehmen zu müssen. Ich wollte das ein bisschen wiedergutmachen, indem ich mich wie ein Junge benahm. Ich kletterte und tobte herum, hatte Jungenspielzeug und Fahrräder und interessierte mich dann später doch leidenschaftlich für Rugby.

Mein erstes Kindheitserlebnis, an das ich mich erinnern kann, hatte ich mit vier Jahren. Ich lehnte mich gegen den Heizkörper in unserer Wohnung in Sutton bei London und dachte: „Lohnt es sich eigentlich, lieb und gut zu sein?“ Mir war klar, dass ich mich entscheiden musste; aber sollte ich mich wirklich dafür entscheiden, lieb zu sein? Ich setzte mich auf den Heizkörper – es machte so schön Krach, wenn man mit den Schuhen dagegen schlug – und dachte nach. Schließlich kam ich zu dem Schluss, dass alles, was man tut, eines Tages von jemandem beurteilt wird. Es gibt eine Abrechnung.

Ungefähr ein Jahr später saß ich mit meiner Zwillingsschwester in der Sonntagsschule. Eine richtige Missionarin war gekommen, um uns etwas zu erzählen. Sie sah genauso aus wie auf den Abbildungen in den viktorianischen Kinderbüchern; sie trug einen langen, schwarzen Rock und einen Haarknoten im Nacken. Wir saßen auf den Kinderstühlchen, und sie zeigte auf jeden von uns und flüsterte: „Ob Gott auch dich auf dem Missionsfeld haben möchte?“ Ich erinnere mich genau, dass ich dachte, die Antwort auf diese Frage könnte selbstverständlich niemals „nein“ lauten. Gott will jeden auf dem Missionsfeld. Nur hatte ich überhaupt keine Ahnung, was eigentlich ein Missionsfeld ist. Ich stellte mir das so vor, dass ich an der Tür einer Lehmhütte saß, so eine Art Weiße Königin in Afrika, und mir sehr würdevoll vorkam. Solche Leute wurden in einer Missionsbroschüre beschrieben, die ich gesehen hatte.

Dass ich Missionarin werden wollte, erzählte ich dann einer Freundin in unserer kleinen Grundschule. Es war ein nicht wiedergutzumachender Fehler. Bald merkte ich, dass jeder von mir erwartete, ich müsse besser sein als die andern. „Aber ich denke, du willst Missionarin werden?“, sagten sie dann vorwurfsvoll, wenn ich unartig war. Ich hatte immer das Gefühl, dass sie mich damit austricksen wollten – das schien mir ganz und gar nicht fair. So lernte ich sehr früh, dass es in England klüger ist, über diese Dinge zu schweigen.

Schließlich erfand ich allerlei Berufe, um die Leute auf andere Gedanken zu bringen. Ich erzählte, ich wolle Schaffnerin werden, die erste Frau auf dem Mount Everest, vielleicht auch Zirkusartistin. Aber irgendwann musste ich wieder hören, wie die Mutter einer Schulfreundin schwärmte: „So, also du bist diejenige, die Missionarin werden will, nicht wahr?“ Ich lief rot an und hoffte, dass es ab jetzt keiner mehr sagen würde.

Aber da waren noch andere Dinge, die mich in meinem Inneren bewegten. Eines Tages ging ich mit meiner Zwillingsschwester Gilly über die Eisenbahnbrücke, als wir von einem Besuch bei Nelly zurückkamen, unserer Freundin, die bei uns zu Hause täglich aushalf. Wie gewöhnlich hatten wir bei ihr kleine grüne Bonbons geschnorrt. Kaum hatte ich eins in den Mund gesteckt, als mir ein schrecklicher Gedanke kam. „Was tun wir hier auf der Welt? Worum geht es im Leben?“ Ich kam mir vor, als ob ich in der Falle säße. Ich konnte doch nicht einfach so leben, wie’s mir passte, denn Gott sah doch alles, und eines Tages würde ich ihm alles erklären müssen. Bei diesem Gedanken war mir gar nicht wohl.

Dann war da noch das Problem mit der Sünde. Das musste etwa so sein, wie ich es jeden Tag in der Schule erlebte: Man bekam Noten. Eines Tages lag ich auf dem Tennisrasen und blickte in den Himmel. Ich stellte mir vor, dass Gott dort oben mit einem dicken Buch saß, in dem alle unsere Namen standen, und immer, wenn wir etwas Unrechtes taten, bekamen wir eine schlechte Zensur. Mein eigenes Sündenregister musste sehr lang sein, wahrscheinlich umfasste es mehrere Seiten. Da konnte man nichts machen. In der Sonntagsschule sangen wir immer ein Lied darüber, dass man die Sündenlast nicht loswerden könnte: „Gott hat sie ausgelöscht – ich bin glücklich, froh und frei! Gott hat sie ausgelöscht, wie Jesaja es schreibt.“

Ich wusste nicht, was „ausgelöscht“ heißt – erst Jahre später verstand ich, was wir gesungen hatten. Damals dachte ich an dieses dicke Buch mit allen meinen Sünden, Zeile für Zeile, und Gott trug sie ein und trocknete das Geschriebene mit einem Löschpapier sorgfältig ab. Zuletzt kam ich zu einer Lösung. Es sprach ja zu meinen Gunsten, dass ich noch klein war, und ich entschied: „Wenn ich ab jetzt nie mehr etwas Schlechtes tue, überhaupt nie mehr, dann werde ich eines Tages wie Winston Churchill sein! Er ist der beste Mensch auf der Erde, aber er ist sehr alt. Wenn ich also jetzt aufhöre zu sündigen, so kann es sein, dass wir beide gleich gut enden.“

Als ich im ersten Jahr auf der Internatsschule war, machte ich wieder einen Fehler. Meine Zwillingsschwester und ich saßen am Ende des Tisches und verzehrten die übliche Graubrotscheibe zum Tee. Am Kopf unseres Tisches saß ein größeres Mädchen mit Namen Mirissa. Sie tadelte mich, weil ich die Scheibe vor dem Essen nicht in zwei Hälften geteilt hatte. Ich wollte sie wieder versöhnen und fing deshalb eine höfliche Unterhaltung an. Aber leider wählte ich das falsche Thema. Ich hatte kurz zuvor die erste Radiosendung von Billy Graham gehört und erzählte ihr, wie mich der Evangelist beeindruckt hatte.

„Massensuggestion!“, sagte sie geringschätzig, und damit war das Gespräch beendet. Ich hatte damals große Hochachtung vor älteren Schülerinnen, und wenn in der Schule später von so etwas die Rede war, höhnte ich auch: „Massensuggestion!“

Die Konfirmation rückte heran. Ich nahm das alles ziemlich ernst; mir war bewusst, dass ich eine der wenigen war, die wirklich an Gott glaubten. Die andern waren nur dabei wegen der neuen Kleider und des Familienfestes, zu dem wir alle Verwandten und Paten einladen durften. Aber ich hatte Angst, dass der Pfarrer uns persönlich fragen würde, was wir glauben, bevor wir konfirmiert wurden. Ich hätte mich nicht zu sorgen brauchen – er fragte nicht. Das war also in Ordnung. Aber ich musste ihm vorher eine Frage stellen.

„Woran muss ich denken, wenn mir der Bischof die Hände auflegt?“

Der Pfarrer überlegte einen Augenblick. „Äh – ich würde – ich würde beten“, sagte er schließlich triumphierend. Gilly und ich gingen in unseren weißen Schulkleidern nach vorn und knieten nieder. Der Bischof legte uns die Hände auf. Ich kann mich nur noch erinnern, dass ich voller Freude auf meinen Platz zurückging. Tatsächlich war mir zum Lachen zumute – ich hätte mich ausschütten können. Wie unpassend – schließlich war das ein Konfirmationsgottesdienst, etwas sehr Ernstes. Lachen durfte man später bei dem Fest zu Hause. Ich nahm mein Programmblatt und bedeckte mir das Gesicht, sodass mich auf meinem Platz niemand lächeln sehen konnte, und dann senkte ich schnell den Kopf, als ob ich betete. Ich hoffte sehr, während des weiteren Verlaufs der Zeremonie ehrfurchtsvoll und dankbar zu wirken. Meine unziemliche Fröhlichkeit passte ja wirklich nicht zu diesem Gottesdienst. Aber ich war dabei, mein Leben an Gott auszuliefern, und erwartete nichts zurück.

Mein nächster Schritt war, dass ich das Branchentelefonbuch aufschlug und Missionsgesellschaften herausuchte. Ich nahm die erstbeste Adresse. „Ich habe die Absicht, Missionarin zu werden“, schrieb ich, „und ich glaube, ich sollte jetzt mit der Vorbereitung beginnen. Welche Fächer empfehlen Sie mir?“ In der Antwort wurde ich an die Adresse einer Jugendgruppe verwiesen. Es war schön, im Internat viel Post zu bekommen, aber ich musste sehen, dass ich irgendwie den Absender auf den Umschlägen verbarg, damit niemand merkte, woher die Briefe kamen.

Während der Ferien arbeitete ich in Vaters Fabrik oder erteilte Nachhilfestunden, und zu Weihnachten trug ich für die Post Briefe aus. Einige

Jahre lang erhielt ich den inoffiziellen Titel „Postmädchen des Jahres“ und wurde sogar zur „Miss Croydon 1960“ gekürt. Mein fürstlicher Lohn betrug umgerechnet ca. einen Euro pro Stunde plus Essensgutschein. Diesen tauschte ich in der Postkantine gegen Woodbine-Zigaretten ein. Ich war eine Frau von Welt!

Schließlich landete ich an der königlichen Musikhochschule. Hier wurde mir sehr schnell klar, dass Musiker die Liebe als Nährstoff für die Musik ansehen, und ich hatte viel Mühe, einen hartnäckigen Hornisten loszuwerden. Meine große Vorliebe galt der Blasmusik. Leider brachte ich viel zu viel Zeit damit zu, mit den Bläsern zu gehen, von der Kneipe zur Probe, zum Konzert und wieder zur Kneipe. Ich saß auf ihren Instrumentenkästen im Eisenbahn-abteil, und eher selten übte ich auf dem Klavier und auf der Oboe.

Von Zeit zu Zeit ging ich am Anschlagbrett der *Christian Union* vorbei und bekam ein schlechtes Gewissen. Aber diese Christen sahen so blass aus, pickelig und schwächlich und waren sowieso meistens Organisten. Überhaupt nicht mein Geschmack. Sie saßen als frommes Grüppchen unter sich in der Kantine und wirkten absolut nicht anziehend – wie jene aufdringlichen Leute, die immer kamen und fragten, ob ich „gerettet“ sei und „gewaschen im Blut“. Ich wusste nicht, was sie meinten, und wollte es auch nicht wissen. Sie sahen so verbissen aus – ohne Make-up und möglichst unattraktiv gekleidet. Sie versicherten mir, dass ich einmal anders würde, wenn ich „Jesus kenne“, aber ich hatte nicht die geringste Lust, so zu werden wie sie.

Stattdessen besuchte ich eine Party nach der anderen, wo die Art der Unterhaltung entweder ordinär oder langweilig war. „Ja, warum bist du denn dann gekommen?“, stichelten die jungen Männer, wenn ich ihre Angebote ablehnte. Ich ging immer in der Hoffnung hin, den Mann meiner Träume zu finden, und es dauerte lange, bis ich erkannte, dass der nicht auf solchen Partys zu finden war.

Eines Tages saß ich schlecht gelaunt in meinem Pendlerzug und fuhr vom College nach Hause, als ich zwei alte Schulfreunde traf. Sie begrüßten mich und luden mich in eine Londoner Wohnung zum Kaffee ein. Dort würde ein fabelhafter Mann über die Bibel sprechen. Ich ging hin. Er war tatsächlich fabelhaft. Aber dort waren alle so. Ich kam nicht richtig dahinter – sie sahen genauso normal aus wie ich. Die Mädchen trugen Make-up, und eine sprach von Bikinis. Die Männer diskutierten über Autorennen – und doch waren

alle hier, weil sie die Bibel studieren wollten. Es war das erste Mal, dass sich in mir nicht alles sträubte, wenn jemand zu mir über Jesus redete. In dieser Wohnung konnte ich frei und ungezwungen über Gott sprechen.

Ich war bestürzt darüber, dass ich hier von Himmel und Hölle hörte, von Themen, die ich vor Jahren als Massensuggestion abgetan hatte. Aber mehr noch erschreckte mich, dass ich hörte, keiner könne zu Gott kommen ohne Jesus. Es waren nicht so sehr die Worte an sich, die mich schockierten, als vielmehr die Erkenntnis, dass Jesus selbst diese Worte gesagt hatte. Ich war vor die Alternative gestellt, entweder das Zeugnis Jesu über sich selbst anzunehmen, oder den christlichen Glauben vergessen zu können. In der Gesellschaftsschicht, in der ich verkehrte, galt es als größte Sünde, engstirnig zu sein; aber Jesu Worte duldeten keinen Kompromiss.

Widerstrebend sagte ich ihm im Gebet, dass ich glauben wolle, was er gesagt hatte – wenn es mir auch nicht sehr zusagte. Ich hatte mich bekehrt.

Mein Leben bekam mehr Inhalt, als ich es je für möglich gehalten hatte. Ich hatte keineswegs ein engstirniges Leben begonnen. Kurz danach beugte sich jemand in der Vorortbahn zu mir über den Gang und fragte, ob ich an Gott glaube. „Nein“, erwiderte ich, „ich kenne ihn, das ist etwas anderes. Ich habe Frieden mit Gott, und ich weiß, wo ich hingeh.“

Mein neues Leben brachte auch Schwierigkeiten. Einmal war’s, dass die Mädchen nach einer Bibelstunde noch beisammensaßen und beteten und Gott für die Gewissheit dankten, dass sie in den Himmel kämen. Ich öffnete die Augen und sah sie neugierig an. Alle lächelten und waren sehr glücklich. Darüber war ich entsetzt. Denn wenn wir glaubten, dass wir nur durch Jesus in den Himmel kommen, dann war doch selbstverständlich auch das andere wahr, dass nämlich manche Leute nicht hinkommen. Danach setzten sich die Mädchen, um Risotto zu essen, und ich rannte hinaus und dachte: „Wie könnt ihr so ruhig dasitzen, wenn ihr so etwas glaubt! Was soll denn mit den Leuten werden, die nie von Jesus gehört haben? Und ihr esst Risotto!“

Die Folge war, dass ich in jene Art Kreise geriet, die ich vor meiner Bekehrung so verabscheut hatte. Da spielte ich beispielsweise Klavier bei einem christlichen Jugendtreffen in Waddon. Es war an einem Samstag-nachmittag, und ich hätte eigentlich bei dem internationalen Rugby-Match in Twickenham sein müssen, um unsere Mannschaft anzufeuern. Stattdes-

sen saß ich bei Erlösungsliedern und heißen Würstchen in Waddon. Mein Leben hatte eine ganz neue Richtung eingeschlagen!

Nach Abschluss meiner Ausbildung freute ich mich auf eine Karriere als Musiklehrerin. Ich war frei. Zu der Zeit war ich nicht verliebt, also hinderte mich nichts daran, mich irgendwo voll und ganz einzusetzen. Da kam der Missionsgedanke wieder.

So schrieb ich nach Afrika (dorthin gehen ja die Missionare meistens), an Schulen, an Firmen und an Rundfunkstationen. Sie schickten mir alle eine Antwort, aber alle abschlägig – sie bräuchten mich nicht. Eine Gruppe schrieb: „Wenn Sie Englisch und Mathematik unterrichten könnten, könnten wir Sie hier einsetzen, aber Musiklehrer können wir uns hier draußen noch nicht leisten. Vielleicht in einigen Jahren.“

Doch ich ließ mich nicht entmutigen und suchte weiter. Da kam mir die Idee, ich sollte einmal versuchen, den Gastprediger oder den Hilfsgeistlichen nach dem Gottesdienst zu fassen zu kriegen und sie um ein Gespräch zu bitten.

So fragte ich jeden ganz ernstlich: „Was, meinen Sie, soll ich mit meinem Leben anfangen?“

„Haben Sie darüber gebetet?“, lautete jedes Mal die Antwort. Das ärgerte mich, denn ich hatte wirklich darüber gebetet, aber Gott gab mir keine klare Antwort. Meine Bibel riet mir zu vertrauen, dass der Herr mir den Weg zeigen würde. Jeden Morgen stürzte ich hinunter, um die Post zu holen, weil ich mir von daher eine Weisung erhoffte. Aber jede Antwort war abschlägig.

Eines Nachts hatte ich einen Traum. Die ganze Familie war um den Esszimmertisch versammelt und betrachtete eine Karte von Afrika. In der Mitte der verschiedenfarbigen Länder war ein rosa Land. Ich lehnte mich vor, um zu sehen, welches Land das war. Da stand ganz deutlich: „Hongkong“. Ich glaubte das nicht recht, wollte aber meine Unwissenheit verbergen.

„Ah“, versuchte ich leichthin zu sagen, „ich habe nicht gewusst, dass Hongkong dort liegt.“

„Aber natürlich liegt es da, weißt du das nicht?“, sagte meine Tante Dotty in einem überlegenen Tonfall, und ich wagte nicht zu widersprechen. Als ich aufwachte, schrieb ich an die Regierung von Hongkong, ich sei

eine ausgebildete Musiklehrerin und suche eine Anstellung. Man schrieb mir zurück, ich solle die Bewerbungspapiere mit drei Referenzen über das Entwicklungsministerium einschicken. Aber auch von dort erhielt ich den Bescheid, es sei keine Stelle für Musiklehrer frei. Schließlich ging ich zu einer mir bekannten Missionsgesellschaft und erklärte dort, dass ich nach Hongkong gehen wolle. „Unmöglich“, lautete der Bescheid; sie nähmen keine Missionsbewerber unter 25 Jahren an, ich müsse also warten.

„Aber es könnte doch sein, dass Jesus wiederkommt, ehe ich 25 bin“, entgegnete ich. „Könnte ich nicht früher gehen? Ich lege nicht unbedingt Wert darauf, Missionarin genannt zu werden – könnte ich nicht in einer ihrer Schulen eine Lehrerstelle bekommen?“ Doch man sagte mir, so gehe das nicht. Es schien, als hätte ich meinen Traum falsch gedeutet. Ich ging in eine kleine, friedliche Dorfkirche und betete. Da sah ich in einer Vision eine Frau – sie hielt flehend die Arme emporgestreckt wie auf den bekannten Flüchtlingsbildern. Ich wollte wissen, was sie brauchte. Sie schaute verzweifelt nach etwas aus. Suchte sie eine christliche Hilfsorganisation? Vielleicht *Oxfam*?

Auf einmal erschien eine Schrift wie im Fernsehen. „WAS KANNST DU UNS GEBEN?“ – Ja, was könnte ich ihr wohl geben? Wenn ich als Missionarin hinausginge, was könnte ich den Leuten denn überhaupt geben? Mein Talent, Klavier und Oboe zu spielen? Den Nutzen aus meiner tadellosen englischen Herkunft und meiner Ausbildung? Sollte ich ihnen Nahrung, Geld oder Kleidung bringen? Wenn ich dieser Frau nur materielle Dinge brachte, würde sie wieder hungern, wenn ich ginge. Aber die Frau in meiner Vision hungerte nach einer Nahrung, von der sie gar nichts wusste.

Schließlich kam mir der Gedanke, dass sie die Liebe Jesu brauchte; wenn sie die empfing, könnte sie davon auch noch zehren, wenn ich wegging, ja, sogar noch mehr, sie könnte sie an andere Menschen weitergeben. Jetzt wusste ich, was ich zu tun hatte, nur noch nicht, wo.

Nicht lange danach traf ich einen Fabrikarbeiter von West Croydon, der bei jenem Jugendtreffen in Waddon mit dabei gewesen war.

„Hast du inzwischen eine Antwort bekommen?“ Er wusste, dass ich im Blick auf meine Zukunft betete.

„Nein“, erwiderte ich kleinlaut.

„Komm doch mal in unsere Versammlung“, sagte er, „da bekommen wir immer Antworten.“

Glaubten diese Leute in West Croydon bei Gott in besonderer Gunst zu stehen? Ich war ärgerlich, andererseits aber auch äußerst neugierig zu erfahren, was in diesen Versammlungen vor sich ging. So nahm ich an einem Dienstagabend den Bus und fuhr hin.

Als ich ankam, erzählte mir jemand im Vertrauen, ich solle mich nicht wundern, wenn etwas Außerordentliches geschehen würde. Ich war nervös und setzte mich in die Nähe der Tür. Offensichtlich wurden in diesen Versammlungen „Geistesgaben“ praktiziert, und ich wollte jederzeit verschwinden können, wenn es brenzlich würde.

Ich wusste nicht, was mich erwartete. Vielleicht würde jemand mit lauter Stimme weisagen: „Du wirst einem Mann begegnen, der wird dir zu einem bestimmten Zeitpunkt eine Fahrkarte für dieses oder jenes Land geben“ – und das würde dann Gottes Antwort für mich sein.

Die Versammlung verlief wie üblich mit ganz normalen Gebeten und Liedern. Ein oder zwei Anwesende sprachen in einer fremden Sprache, die ich nicht verstand, und andere sagten die Erklärung dazu. Aber es war kein aufrüttelnder Ruf Gottes an mich.

Doch er kam. Es war überhaupt nicht aufregend. Jemand sprach ganz ruhig, und ich war überzeugt, dass ich gemeint war.

„Geh. Vertraue mir, ich will dich führen. Ich will dich unterweisen und dir den Weg zeigen, den du gehen sollst. Ich will dich mit meinen Augen leiten.“

Das war es, was Gott mir schon immer gesagt hatte. Jetzt hatte er es bestätigt. Ich wusste: Gott hatte mein Leben in der Hand und war dabei, mich irgendwohin zu führen.

Zweifellos bekamen die Leute in West Croydon Antworten, aber sie sagten mir nicht, wie ich selbst Gaben des Geistes bekommen könnte. So ging ich nach Hause und wartete. Gott hatte mir ganz klar versprochen, mich zu führen, aber ich wusste immer noch nicht, wo ich hingehen sollte. Ich gab es auf, mich weiter um einen Job zu bewerben. Ich wollte frei sein, um nach den Sommerferien abzureisen; und ich versuchte, vor dem Schlafengehen etwas inbrünstiger zu beten.

Immer noch keine Antwort.

In den Osterferien half ich eine Woche in der Shoreditch-Gemeinde bei Richard Thompson aus. Dieser Pastor kannte mich seit einiger Zeit, und ich dachte, er könnte mich vielleicht beraten. Ich erinnere mich noch genau an den Teppich in seinem Arbeitszimmer, denn ich habe ihn eingehend studiert, bevor ich allen meinen Mut zusammennahm und zu reden anfang. Ich erzählte ihm, dass ich mit Gott an einem toten Punkt angekommen sei. Er hatte mir klar gesagt, ich solle gehen; ich wusste auch, warum ich gehen sollte, aber er sagte mir nicht, wohin. Was sollte ich also tun?

Richards Antwort war verblüffend: „Wenn Gott dir sagt, du sollst gehen, dann geh doch los!“

„Wie soll ich denn das machen – ich weiß doch nicht, wohin! Alle Bewerbungen sind abgelehnt worden.“

„Na gut, wenn du all diese konventionellen Wege ausprobiert hast, auch die Missionsgesellschaften, und Gott sagt immer noch, dass du gehen sollst, dann mach dich eben in Gottes Namen auf und geh.“

Ich war enttäuscht.

„Wenn du einen Job hättest, eine Fahrkarte, versorgt wärest, eine Kranken- und Rentenversicherung beanspruchen könntest, dann brauchtest du ja Gott nicht zu vertrauen“, fuhr Richard fort. „So kann jeder gehen, ob er Christ ist oder nicht. Ich an deiner Stelle würde einfach abfahren. Ich würde mir ein Schiffsticket kaufen für die längste Reise, die es gibt, und würde darum beten, dass ich an der richtigen Stelle an Land gehe.“

Ich hörte nicht gerade Glockengeläut, aber das war das erste Mal in all diesen Monaten der Ungewissheit, dass mir etwas Handfestes gesagt wurde.

„Das klingt fantastisch – aber weißt du, das ist bestimmt eine Versuchung, denn gerade dazu habe ich die größte Lust!“ Ich hatte immer noch die Vorstellung, dass alles, was mit Gott zu tun hat, streng und ernst sein müsse. Ich war überzeugt, dass Christen immer den schwereren Weg wählen müssten, dass sie immer für ihren Glauben zu leiden hätten. Freude gehörte nicht zum Christenleben.

Aber Richard Thompson versicherte mir, sein Rat sei ganz biblisch. Abraham war bereit gewesen, seine Heimat zu verlassen und Gott in das verheißene Land zu folgen, ohne dass er wusste, wohin er ging. Er ver-